

Appenzeller Kinder und Jugendliche im Ersten Weltkrieg

Autor(en): **Müller, Marcel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Innerrhoder Geschichtsfreund**

Band (Jahr): **56 (2015)**

PDF erstellt am: **18.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-583614>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Appenzeller Kinder und Jugendliche im Ersten Weltkrieg

Marcel Müller

Inhalt

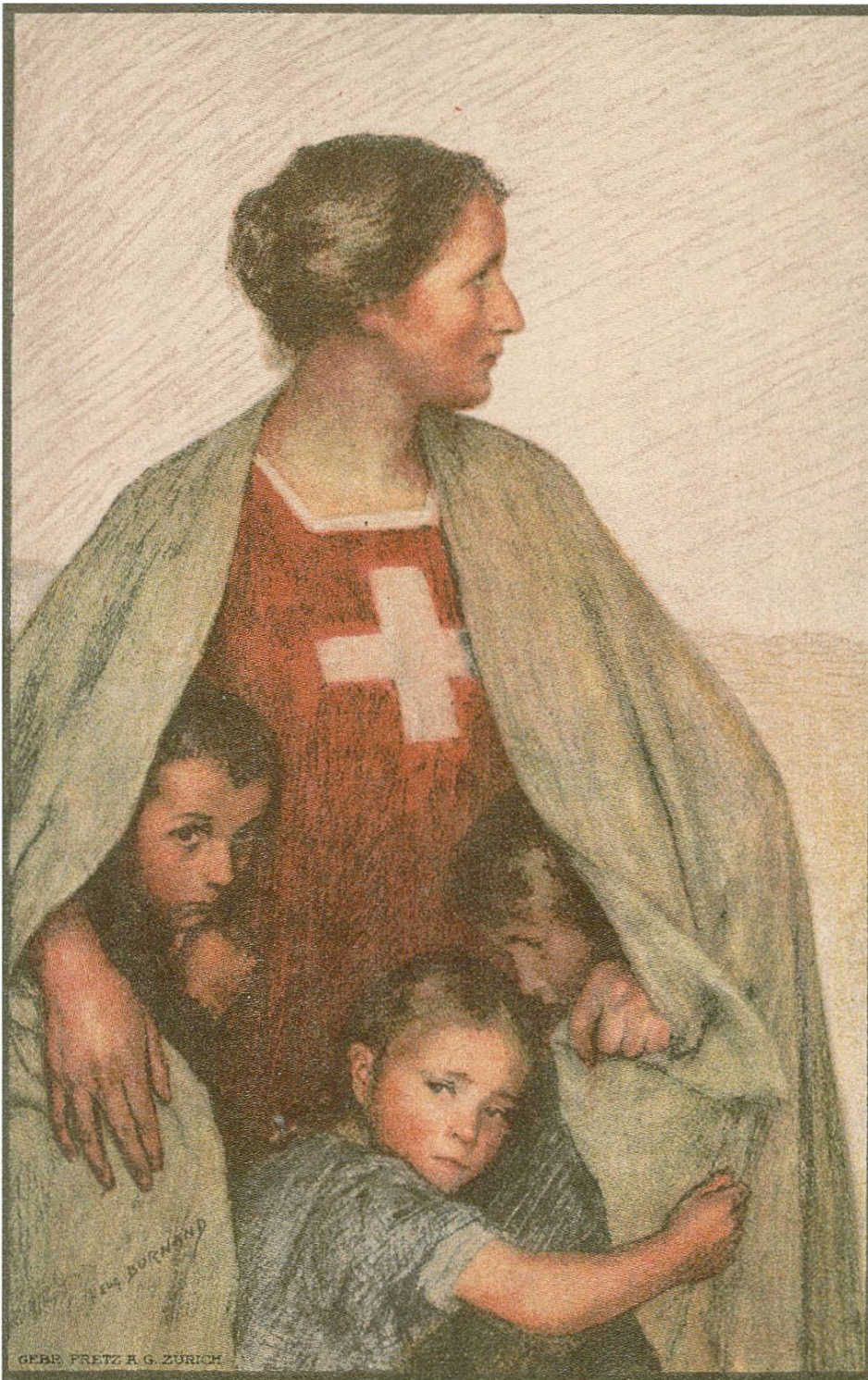
1.	Einleitung	7
2.	Die Familie	8
3.	Das Militär	14
4.	Die Kinderarbeit	18
5.	Die Schule	23
6.	Die Nachkriegszeit	30
	Abkürzungsverzeichnis, Abbildungsnachweise und Anmerkungen	34

1. Einleitung

Wäre es ohne die Schüsse im bosnischen Sarajewo überhaupt zu einem Krieg zwischen den wettrüstenden Nationen gekommen? Über diese sogenannte Kriegsschuldfrage debattieren die Historiker schon seit Jahrzehnten. Jedenfalls waren es Ende Juni 1914 grösstenteils minderjährige Jugendliche, die sich mit logistischer Unterstützung aus der Erwachsenenwelt zum Attentat auf den österreichischen Thronfolger und dessen Gemahlin zusammentaten. Die Verschwörer seien «noch nicht einmal den Bubenjahren entwachsen», empörte sich hierzulande die katholisch-konservative Zeitung «Die Ostschweiz».¹ Dass es sich beim Todesschützen Gavrilo Princip um einen erst 19-jährigen Gymnasiasten handelte, erfuhr auch der 13-jährige Johann Josef Fritsche in Appenzell. Im ersten Eintrag seines eben begonnenen Tagebuchs hat er dieses für ihn offensichtlich erstaunliche Faktum eigens festgehalten.² Ein paar Wochen später schon stand sich die Altersgruppe des Attentäters an den Fronten Europas zu Tausenden bewaffnet gegenüber.

Die folgenden Kriegsjahre machten in den beiden Appenzeller Halbkantonen neben Fritsche viele weitere Kinder und Jugendliche zu Augen- und Ohrenzeugen. Wie sah die Lebenswelt der Minderjährigen zwischen 1914 und 1918 aus? Was fühlten und dachten diese jungen Schweizer angesichts des gigantischen Konflikts? Und was erfuhren sie in der Schule und über die Medien vom Krieg?

Bundesfeier-Postkarte
von 1917. (Abb. 1)



2. Die Familie

Unauffällige Ausländer: Die Pfarrersfamilie Weigum

Die Kriegsmobilmachung setzte die Bevölkerung in helle Aufregung. «Die Bajonette werden geschliffen», notierte sich der Bauernsohn Fritsche im Tagebuch über die Mobilisierung der Appenzeller Wehrmänner in Herisau. Daheim wurden Bürgerwachen organisiert und – so las oder hörte der junge Fritsche

auch: «Alles kauft Revolver.»³ Dass die Lage ernst und Wachsamkeit geboten war, zeigte sich für den Schüler auch daran, dass in Deutschland angeblich «hie und da Spione erschossen» würden.⁴ Von den vier russischen Staatsangehörigen im reformierten Pfarrhaus in Appenzell ging dagegen höchstens aus Sicht des katholischen Klerus eine Gefahr aus. Ein Blick in den gemeinsamen Pass der Vier hätte nämlich ergeben: David Weigum, russlanddeutscher Pastor, seine Frau Clara, deren Tochter Marie (Jg. 1904) und Sohn Walter (Jg. 1908).⁵ In diesen Tagen des Gerüchts und des Geredes wäre auch nur das Familienoberhaupt mit seinem Hochdeutsch aufgefallen. Die Mutter Clara war im Aargau aufgewachsen und sprach mit den Kindern unverdächtigen Dialekt. Marie und Walter hatten nach ihrem Zuzug aus dem Wolgagebiet im Vorjahr, 1913, das Innerrhodische allmählich als Zweitmundart angenommen.⁶



Walter Weigum mit
Schwester und Eltern,
um 1914. (Abb. 2)

Auch aus anderen Gründen konnte Lehrer Brander (Jg. 1859) im April 1915 nicht ahnen, dass der frischgebackene «ABC-Schütze» Walter später einmal der Chronist seiner Generation sein würde. Der kleine Russe aus dem verhältnismässig privilegierten Pfarrhaushalt war für die zumeist aus Handwerker- und Bauernkindern bestehende Schülerschaft ja auch keineswegs repräsentativ. Zudem gehörte er noch zwei weiteren Minderheiten an: Die Reformierten machten in diesen Jahren lediglich sechs Prozent der innerrhodischen Wohnbevölkerung aus, die ausländischen Staatsangehörigen gar nur knapp drei Prozent.⁷ Zum Vergleich: In der Stadt St.Gallen hatten gemäss Volkszählung von 1910 31 Prozent der Wohnbevölkerung einen ausländischen Pass.⁸

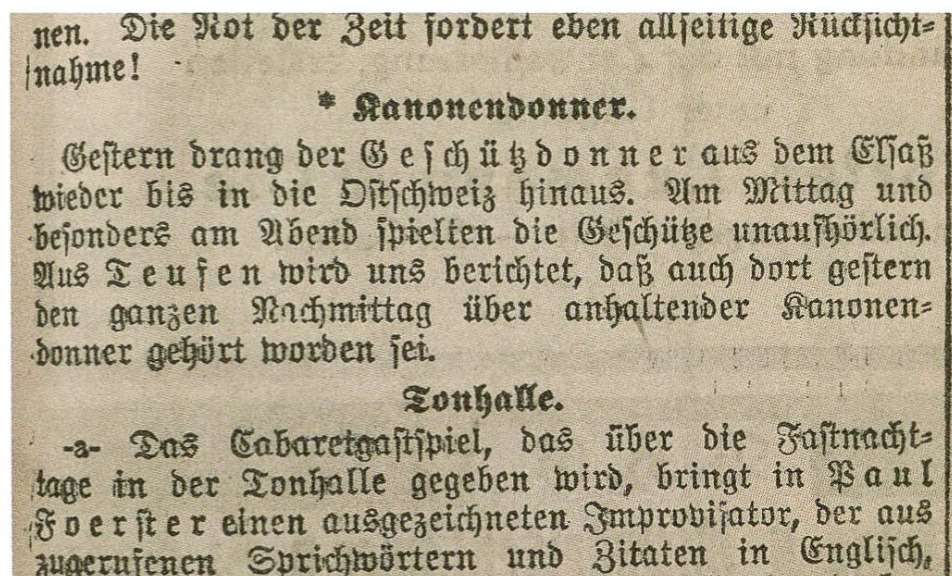
Äusserliche Unterschiede waren keine feststellbar. Der kleine Walter ging wie die übrigen Kinder meist barfuss und urinierte gelegentlich mit den anderen Buben auf dem Friedhof in die Weihwasserschalen.⁹ Wie diese hatte auch er «eine unzimperliche Einstellung zu dem, was unter Schmutz, Dreck, Kot» lief.¹⁰ Kuhfladenspuren an den Füssen waren jedenfalls nicht ehrenrührig. Auch in seinem Elternhaus wurden die Kleider und Haushaltsgegenstände immer wieder geflickt und bis zur Unbrauchbarkeit genutzt. Noch als bald Achtzigjähriger wird sich Weigum später wundern, wie schwer es seiner Generation fällt, von der «Aufbewahr- in die Wegwerfgesellschaft hineinzuwachsen!»¹¹

Das Verhältnis zwischen Erwachsenen, vor allem den Männern, und den Kindern war grundsätzlich bis in die Familien hinein distanziert. Dies galt ebenfalls für die Pfarrersfamilie, auch wenn Walter und Marie die Eltern, im Gegensatz zu den Nachbarskindern, duzten.¹² Wenn Weigum einer erwachsenen Person begegnete, wurde diese respektvoll gegrüsst: «Grüezi, Herr Doktor!»¹³ Handelte es sich dabei um den Dorfarzt Dr. med. Alfred Sutter (Jg. 1872), so hätte hier der Chronist in spe den damaligen Berichterstatter gekreuzt: Sutter besorgte nämlich in diesen Jahren für die «Appenzellischen Jahrbücher» den Innerrhoder Teil der Landeschronik. Das «Alpha und Omega im innerrhodischen Staate» waren gemäss dem distanziert-ironischen Sutter aber nicht die weltlichen Würdenträger, sondern der katholische Klerus.¹⁴ Dass er ein «refemiete Cheetzeschtompe» sei, der «mit em Tüüfel it Höll abegompe» muss, bekam Weigum trotzdem höchstens beim Streiten unter Kindern zu hören.¹⁵ Von solchen Momenten abgesehen erlebte er wegen seiner Konfession keinerlei Anfeindungen. Im Oktober 1918 wurde die Familie dann gegen eine Einkaufstaxe von 1520 Franken eingebürgert, allerdings im evangelischen Brunnadern.¹⁶

Der Kanonendonner: Mal fern, mal nah

Ohne Flug- und Autolärm, dafür mit den damals typischen Handwerksgeräuschen, lebte die Bevölkerung akustisch in einer ganz anderen Welt als der heutigen. Manche Töne wie das häufige Glockengeläute waren nicht lauter als heute, aber dominanter. In diesen Glockenklang, den Weigum als Wohlklang und in traurigen Zeiten fast schon als tröstlich empfand¹⁷, mischte sich nun der vom Westwind in die Ferne getragene Kanonendonner aus dem Elsass: «Wir Kinder wussten natürlich nicht, wo das Elsass lag – sicher musste es weit hinter Gonten sein. Wir wussten auch nicht, wie Kanonen aus der Nähe tönnten, und noch weniger

wussten wir, was und wie der Krieg war.»¹⁸ Trotz der «Leipziger Illustrierten», die mit ihren kolorierten Zeichnungen von Schlachten und Ruinenlandschaften regelmässig ins Pfarrhaus flatterte, blieb der Krieg für die Kinder abstrakt. Diese Bilder seien aber – so meint sich Weigum zu erinnern – auch den Erwachsenen nicht unter die Haut gegangen. Vater Weigum hingegen war vom Krieg sehr betroffen. Das Grollen hinter Gonten war für Sohn Walter deswegen «etwas Befremdliches, wenn nicht gar Unheimlich-Bedrohliches, und war doch kaum zu unterscheiden vom harmlosen Aufeinanderschlagen der Rundhölzer.»¹⁹ Sehr viel konkreter wurde der Krieg für jene, deren Söhne, Freunde oder Arbeitskollegen für eine kriegführende Nation an der Front standen. Der Viehknecht Franz Freiheit beispielsweise war in Appenzell geboren und aufgewachsen, aber Bürger des Königreichs Preussen.²⁰ 1914 wurde der 20-Jährige einberufen. Freiheit folgte «dem Rufe nicht mit besonderer Freude, aber pflichtbewusst und mannhaft.»²¹ An der Front leistete er Dienst in einer Maschinengewehrabteilung. Vom Kummer der Daheimgebliebenen berichtet die 15-jährige Glarnerin Emma Graf, die im Internat der St.Galler Taubstummenanstalt lebte. Die Schülerin vermerkte am 13. November 1915 in ihrem Tagebuch, dass die Schneiderin der Anstalt wegen Kopfschmerzen früher nach Hause gegangen sei. Deren Mann tue Dienst in einem österreichischen Gefangenenlager. Die Frau befürchte jedoch, «ihr Mann müsse auch bald an die Front und könnte fallen. Darum hat sie manchmal schlaflose Nächte.»²² Für die Angehörigen dieser Soldaten muss der Geschützdonner nervenaufreibender Stress bedeutet haben, auch wenn er in der Ostschweiz nur noch dumpf zu vernehmen war.



Zeitungsnotiz vom
17. Februar 1917.
(Abb. 3)

Sympathiefronten in den Familien

Viele Familien schweisste die Sorge um ihre Angehörigen zusammen. Allenfalls hoffte man gemeinsam auf den Sieg einer Kriegspartei. In Familien mit verwandtschaftlichen Bindungen in beide Kriegslager konnte der Konflikt hingegen den Hausfrieden gefährden. Die St.Galler Schülerin Gerda Stein (Jg. 1904) hatte beispielsweise eine deutschstämmige Mutter, einen Vater im Schweizer Militärdienst und eine aus dem Elsass stammende Grossmutter. Diese blieb zeitlebens eine «Französin im Herzen» und bekränzte nach dem Kriegsausbruch die Veranda ihres Hauses in St.Gallen mit der Trikolore. Damit nicht genug, sang sie zusammen mit Französinen und Westschweizerinnen in feierlichem Rundgang auch noch die Marseillaise.²³ Ihre Schwiegertochter, Gerdas Mutter, lehnte den Einmarsch in Belgien und die Kriegführung Deutschlands ebenfalls ab.

Dem Herisauer Primarschüler Peter Wiesmann, einem Jahrgänger von Gerda Stein, war bei Kriegsausbruch ganz und gar nicht nach der Marseillaise zumute. Ein Dutzend preussische Kavalleristen mit Pickelhauben auf silbernen Rossen waren ihm nämlich die liebsten seiner Zinnsoldaten.²⁴ Im Spital Herisau, in dem sein Vater Paul Wiesmann (Jg. 1854) als Chefarzt wirkte, lebte die Familie in der Amtswohnung. Hier wuchs der kleine Peter unter deutschstämmigem Personal auf, wie dem Spitalgärtner Johann Schnurr und dessen Ehefrau. Wenn die stämmige Gärtnersfrau jeweils auf den Knien die Parkettböden mit Stahlspänen aufrieb, durfte der kleine Peter auf ihrem Rücken mitreiten. Auch sonst hing der Bub sehr an ihr.²⁵ Zu dieser Kinderwelt gehörte auch der Klavierlehrer Schmittcke, «ein richtiger Blitzschwab».²⁶ Schmittcke imponierte dem Kleinen sehr, war er doch gewissermassen das schneidig-lebendige Äquivalent zu seinen Zinnsoldaten à zehn Rappen die Spanschachtel. In Schmittckes Wohnung hing nämlich eine Fotografie, die ihn hoch zu Ross mit Pickelhaube und Trompete zeigte.

Dass nicht bei allen Familienmitgliedern das Herz für Preussen schlug, musste der kleine Wiesmann schon anlässlich der Militärmanöver von 1912 erfahren, als der deutsche Kaiser Wilhelm II. die Ostschweiz besuchte. «Wilhelm Zwo» wurde von der Schweizer Bevölkerung und den Medien dabei – wie man in heutiger Jugendsprache sagen würde – geradezu krass abgefeiert. Viele Kinder und Jugendliche pilgerten ins Toggenburger Manövergebiet, darunter auch der Appenzeller «Chored» (Konrad), der als «jungs Pöorschtli» dafür allerhand Strapazen auf sich nahm.²⁷ Wiesmann wusste sich immerhin eine Ansichtskarte des Kaisers zu verschaffen. Sein ältester Bruder Paul konnte als

Soldat dagegen bei den Manövern ganz vorne mit dabei sein. Zur Irritation des kleinen Bruders, für den Preussen der «Inbegriff aller Herrlichkeit» war, sprach dieser aber nur abschätzig über den Kaiser.²⁸

Elfte Folge. № 12. 33. Jahrgang.

Der Fortbildungsschüler.

Solothurn,
den 16. November 1912.



Oberstkorpskommandant Ulrich Wille von La Sagne in Bülach.

Man abonniert bei der Buchdruckerei Gafmann N. G. in Solothurn.

Der Leiter des Kaiser-
manövers und spätere
General Ulrich Wille.
(Abb. 4)

Diese unterschiedlich gelagerten Sympathien brachten bei Kriegsausbruch Spannungen in die Familie. Paul, der in Paris arbeitete, musste anfangs August 1914 unter Schwierigkeiten nach Herisau zurückreisen. Hier wurde er als Leutnant im Bataillon 83 mobilisiert. Seine antideutsche Gesinnung gab dann immer wieder Anlass zu heftigem Streit mit dem Vater. Die Mutter machte ihrerseits keinen Hehl aus ihrer Sympathie für die Engländer. Das Familienoberhaupt bemühte sich dann seiner Gattin anhand von Beispielen aus der Weltgeschichte zu beweisen, dass die Engländer seit je «Gauner und Halunken» gewesen seien. Worauf die Mutter konterte, «ihre Engländer, die sie kenne, seien eben anders!»²⁹ Lange konnten sich die Eltern indes nicht mehr zanken. Im Frühling 1916, als Vater Wiesmann nach nur wenigen Tagen Krankheit verstarb, brach die «bunte Kinderzeit mit all ihren Geheimnissen und all ihrer Lust» ganz unerwartet zusammen. Die Familie musste aus der Amtswohnung ausziehen: «Mir war, als würden wir aus dem Paradies verstossen!»³⁰

3. Das Militär

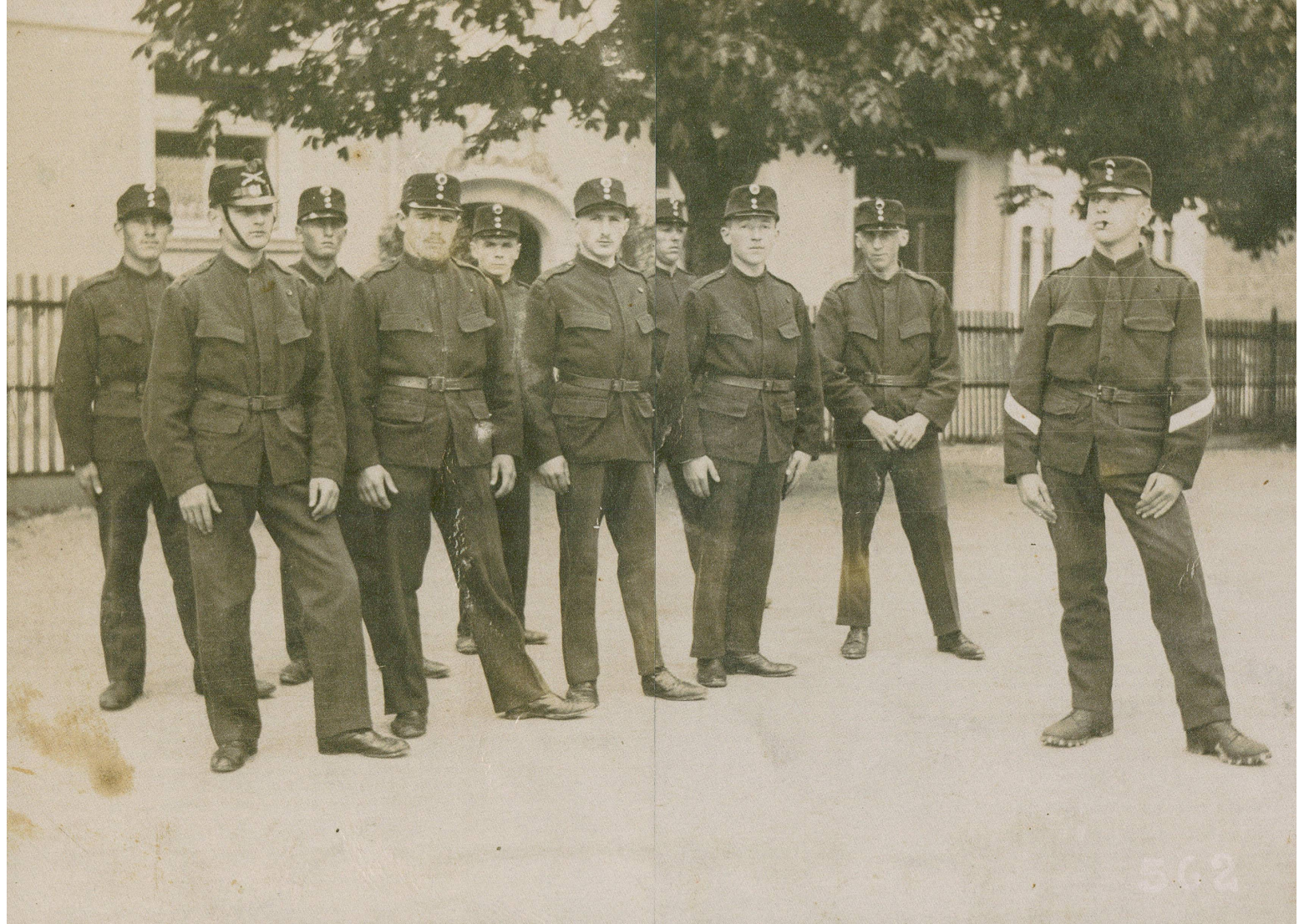
Kriegsspielzeug war bei den Knaben sehr populär und die Schweizer Schulbücher der Zeit pflegten den Mythos von den alten, streitbaren Eidgenossen. In den uniformierten Kadettenkorps von Herisau und Trogen lernten die Burschen das Schiessen und Operieren im Gelände. Allen Kindern zugänglich war das Soldätlis-Spielen, das der Weltkrieg jetzt noch beförderte. Die Buben seien von der «neuen Luft des Weltkriegs» – so Peter Wiesmann – förmlich elektrisiert gewesen.³¹ Überall in Herisau entstanden Bubenheere, teils mit Holzgewehren, teils nur mit Haselruten bewaffnet. Des ständigen Exerzierens bald müde, wechselte der jugendliche Nachwuchs zum gemütlicheren Biwakieren und Kakaokochen. Als Arztsohn reklamierte der zehnjährige Peter die Funktion des Truppenarztes für sich. Dies allerdings nur – wie der erwachsene Wiesmann später zugeben musste – weil er bei einer allfälligen Knabenschlägerei nicht in den vordersten Linien stehen wollte.³²

Es gab auch einen flächendeckenden, vormilitärischen Unterricht für alle jungen Männer. Dieser war allerdings nicht mehr als eine Verlängerung der Volksschule: In der obligatorischen sogenannten Fortbildungsschule hatten sich die schulentlassenen jungen Männer neben ihrer Erwerbsarbeit auf die pädagogische Rekrutenprüfung vorzubereiten. Von den Behörden wurde dieser Unterricht nicht aus Patriotismus forciert, sondern aus Furcht vor einer Blamage. Die pädagogische Rekrutenprüfung

war nämlich eine Art eidgenössischer PISA-Test, der die Volksschulkenntnisse der Rekruten unter den Kantonen vergleichbar machte. Die jungen Ausserrhoder kamen allerdings nicht in die Kränze. Die Durchschnittsergebnisse von 1907 bis 1911 verwiesen Ausserrhoden nämlich unter allen Kantonen auf den 20. Platz. Immerhin lag man damit noch vor Innerrhoden, das nach den Bergkantonen Graubünden, Schwyz und Tessin den zweitletzten Platz vor dem Schlusslicht Uri belegte.³³

Dieses missliche Abschneiden an der militärischen Aushebung konnten die Appenzeller nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, durch sportliche Leistungen und eine hohe Diensttauglichkeitsrate kompensieren. Auch bei der sanitärischen Rekrutenuntersuchung schlossen die Appenzeller notorisch schlecht ab. Ein Jahrzehnt vor dem Kriegsausbruch drängte sich dem Mediziner Wiesmann angesichts der sanitärischen Rekrutenuntersuchung gar der «freilich etwas krasse Ausdruck auf», die jungen Appenzeller seien «eine degenerierte Rasse.»³⁴ Seine Untersuchung des Zeitraums 1883 bis 1902 hatte nämlich für Ausserrhoden den betrüblichen Befund ergeben, dass nur eine auffallend geringe Zahl der Stellungspflichtigen überhaupt diensttauglich war. Bezüglich des Gesundheitszustandes der Rekruten gehörte Ausserrhoden damit zu den «allerschlechtest gestellten Kantonen».³⁵ Da gab es reihenweise Jünglinge mit Herzkrankheiten, Plattfüssen, Leistenbrüchen, Kröpfen oder einer Sehschwäche. Die grösste Kategorie, über ein Viertel aller Untauglichen, stellten aber diejenigen jungen Männer dar, die «wegen zu geringer Körperlänge, zu wenig Brustumfang, wegen Schwächlichkeit, Blutarmut und mangelhafter Entwicklung für dienstuntauglich erklärt wurden.»³⁶ Wegen dieser körperlichen Mängel waren doppelt so viele junge Männer ausgefallen als im Schweizerischen Schnitt. Bei der Aushebung im September 1914 lagen die Tauglichkeitsquoten bei 64,7 Prozent für Innerrhoden und bei 62,2 Prozent für Ausserrhoden.³⁷ Damit lagen die beiden Appenzell knapp hinter dem Kanton St.Gallen. Hier, wo die Stellungspflichtigen laut Anweisung «sauber, besonders mit gewaschenen Füssen»³⁸ zu erscheinen hatten, lag die Quote bei 66,4 Prozent.³⁹

Immerhin waren die beiden Appenzell führend in der Kategorie der kleinsten Rekruten. Im Frühling 1917 konnte sich Herisau – so das «St.Galler Tagblatt» – «rühmen, den aller kleinsten Rekruten zur Musterung gestellt zu haben.»⁴⁰ Der bald 19-jährige und 90 Zentimeter grosse Seppli Fässler sei «nicht nur der kleinste Appenzeller, sondern auch der kleinste Schweizer, ja vielleicht der kleinste Mann der Welt.» Als Fässler zur Muste-



rung erschien, sei ihm zuerst gesagt worden, dass Kinder hier nichts zu suchen hätten. Zu seinem Bedauern wurde der junge Herisauer dann vom Dienst dispensiert. Der Aushebungsoffizier des VII. Territorialkreises teilte dem «Tagblatt» später mit, er habe 1916 einen noch kleineren Rekruten ausgehoben, nämlich den 87 Zentimeter grossen Josef Anton Leuch (Jg. 1896) aus Oberegg.⁴¹

Vorkriegsrekruten
in Herisau, Juni 1914.
(Abb. 5)

4. Die Kinderarbeit

Landwirtschaft und Kleingewerbe

Die Mobilisierung brachte viele Bauernfamilien und Kleingewerbler in Verlegenheit, da auf nicht absehbare Zeit wertvolle Arbeitskräfte ausfielen. Während viele Gewerbetreibende unter einer wegbrechenden Auftragslage litten, blieb das Arbeitsvolumen bei den Bauern konstant. Entsprechend mussten die Daheimgebliebenen noch härter anpacken. Im Ort Appenzell besuchten die Bauernkinder schon in Friedenszeiten die Schule nur vormittags, damit sie ihren Eltern am Nachmittag auf dem Hof helfen konnten. Die Kinder aus den im Dorf Appenzell wohnenden Familien, die «Hofer», gingen dagegen auch am Nachmittag zur Schule, waren also sogenannte Ganztagschüler. An diesem Schulregime konnte auch die Kriegszeit nicht rütteln. Der örtliche Schulrat gewährte 1914 nur in einem halben Dutzend Fällen eine Dispensation vom Unterricht.

Noch in den Schulferien hatte beispielsweise eine Witwe, deren zwei Söhne im Militärdienst waren, einen verwandten Sechstklässler zur Viehbesorgung beigezogen. Dieser war dem Vernehmen nach zwar ein sehr guter und schon routinierter Senn, in der Schule aber sehr schwach und bereits ein Repetent. Der Schulrat beschied, dass der Bursche bis zur Rückkehr der Söhne bei der Witwe bleiben könne. Den gewährten Dispens hatte der Jugendliche dann allerdings in der Fortbildungsschule zu kompensieren.⁴² Kaminfeger Moser durfte seinen Sohn, einen Siebtklässler, für vierzehn Tage zu Hause behalten. Seine Arbeiter, darunter zwei seiner Söhne, hatten einrücken müssen. Als Moser die gewährte Zeit einfach stillschweigend überzog, wurde er flugs vor den Schulrat zitiert. Der Familienvater erklärte, dass die anstehenden Arbeiten unbedingt durchgeführt werden müssten und es ohne die Hilfe des Sohnes nicht ginge. Der junge Moser erhielt so nochmals eine vierzehntägige Dispens, allerdings nur für den Nachmittagsunterricht. Trotz des Entgegenkommens hielt der Schulrat «unbedingt daran fest, dass der Knabe am Vormittag die Schule zu besuchen habe.»⁴³ Einfach Wegleiben ging also

nicht: Eine unentschuldigte Absenz wurde mit einem Franken gebüsst und ein Elternteil musste vor dem Schulrat erscheinen. Wer der Vorladung nicht Folge leistete, wurde mit einem weiteren Franken gebüsst.

Nicht nur die Eltern, auch die Schule spannte die Kinder für allerlei Hilfsaktivitäten ein. In der zweiten Kriegshälfte wurden überall in Appenzell Wiesen umgebrochen und Schulgärten angelegt, um der prekären Versorgungslage entgegenzuwirken. Wie in der übrigen Schweiz organisierte man zudem diverse Sammeltätigkeiten. In Lutzenberg beispielsweise hatte die Schul-



Stilisiertes Postkarten-
idyll jenseits der
Appenzeller Realität,
1908 von Wattwil
nach Herisau ver-
sandt. (Abb. 6)

jugend im September 1918 auf den abgeernteten Feldern fast vier Tonnen Ähren aufgelesen. Zur Belohnung erhielten die Kinder am Abend jeweils eine Wurst auf Gemeindegeldern.⁴⁴ Trotz des Mehranbaus, staatlicher Unterstützung und karitativer Initiativen gab es Fälle von Unterernährung. Bei einer entsprechenden Umfrage durch die Lehrerschaft meldeten sich im Frühling 1918 im Schulkreis Appenzell sechs Knaben und 40 Mädchen.⁴⁵ Als Bedürftige hatten sie gute Chancen, mit Kartoffeln aus dem Schulgarten versorgt zu werden. Über Ausserrhoden berichtete der Schulinspektor Alfred Scherrer (Jg. 1875) nach dem Krieg, dass die unterernährten Kinder trotz teilweise weitgehender Fürsorge immer zahlreicher wurden.⁴⁶ Bedingt durch die häusliche Arbeit und den Hunger konnten manche von ihnen im Unterricht nicht mehr die nötige Konzentration aufbringen.

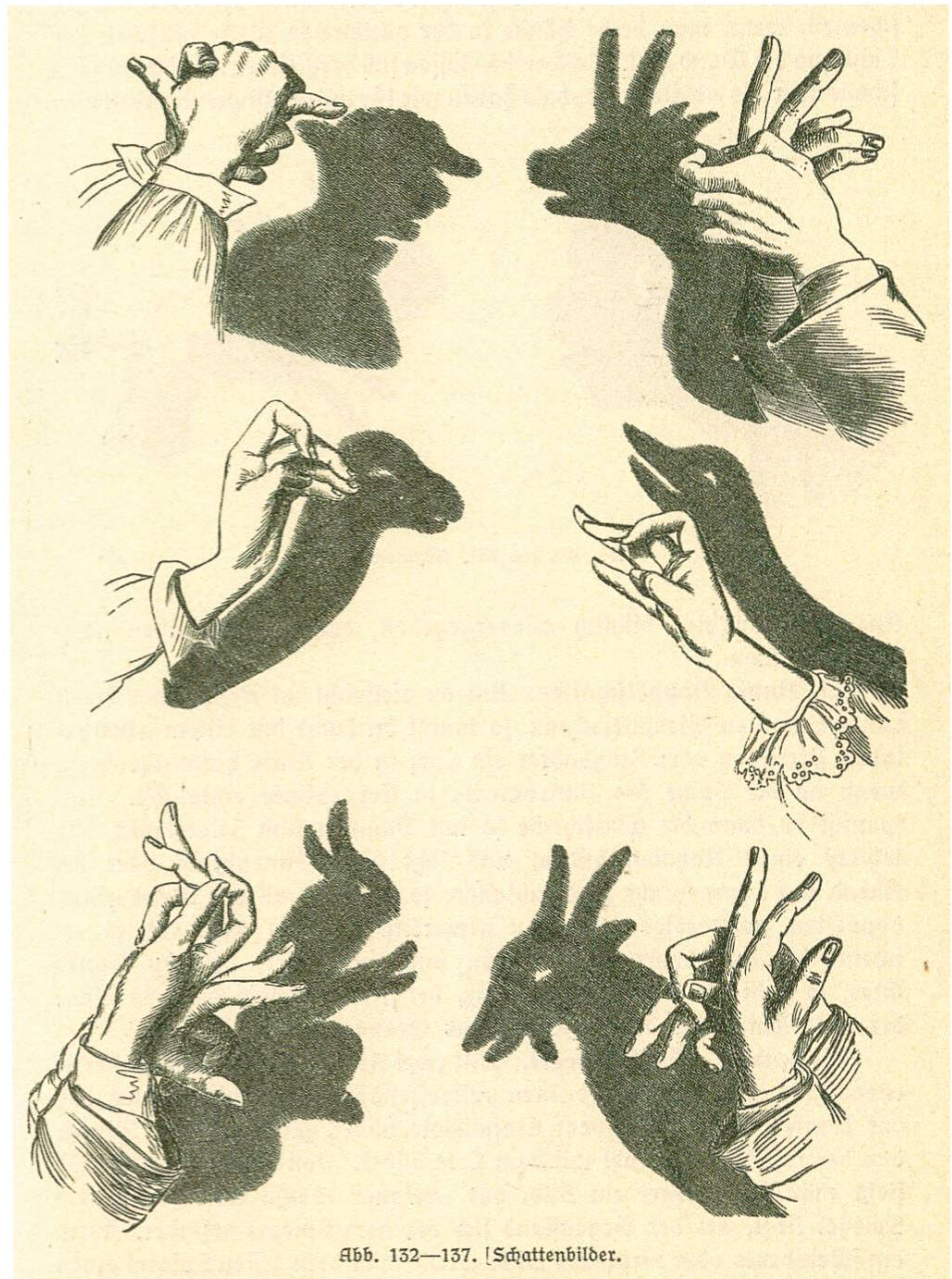
Dass die Chronisten Weigum und Sutter für Innerrhoden nie von kriegsbedingtem Hunger sprechen, liegt zweifellos an ihrem privilegierten Status. Der Hunger betraf nämlich vorwiegend Arme, die man bereits vor dem Krieg – so Weigum – schon von weitem an ihren schäbig-geflickten bis zerrissenen Kleidern erkennen konnte. Wer arm war, «hatte oft nichts oder nicht genug oder nicht das gesundheitlich Notwendige zu essen.»⁴⁷ Angesichts der zunehmend desolaten Versorgungslage der Mittelmächte konnte Sutter für das Kriegsjahr 1917 nicht anders als berichten, dass das «kleine Völklein am Fusse des Alpsteins (...) während den Wirrnissen des grausamen Weltkrieges kaum merklich gelitten» habe.⁴⁸ Insbesondere der Innerrhoder Bauernschaft ging es gut: Sie konnte bei grosser Nachfrage hohe Absatzpreise erzielen. Die Erträge der Hausindustrie seien ebenfalls zufriedenstellend gewesen und so dürfe das Berichtsjahr für Innerrhoden insgesamt «als ein wirtschaftlich gutes gebucht werden.»⁴⁹ In der städtischen Handwerker- und Arbeiterschicht sah die Lage weniger rosig aus. Hier sollte sich die zunehmende soziale Unrast bald im landesweiten Generalstreik von 1918 heftig entladen.

Heimindustrie

1905 hatte Philipp Zinsli, Pfarrer in Walzenhausen, seine breit angelegte Untersuchung über die Kinderarbeit vorgelegt.⁵⁰ Die darin geschilderten Verhältnisse und Missstände blieben auch in den Kriegsjahren vielerorts aktuell.⁵¹ Dank Fragebogen, welche die Lehrer ausfüllten, konnte Zinsli 8510 schulpflichtige Kinder und Jugendliche erfassen, fast die gesamte Schülerschaft Ausserrhodens. Jugendliche über 14 Jahren wurden nicht berücksichtigt, da sie die vom Eidgenössischen Fabrikgesetz geschützte

Altersgrenze schon überschritten hatten. Informationen zum Arbeitsalltag bezog Zinsli auch aus 219 Schüleraufsätzen. Diese hatte er zum Thema «Was ich gestern getan habe» in verschiedenen Kantonsgegenden schreiben lassen.

Die Untersuchung ergab, dass rund 5800 bzw. 68 Prozent aller Schulkinder in eine Erwerbsarbeit eingebunden waren. Etwa 27 Prozent der arbeitenden Kinder waren in der Landwirtschaft beschäftigt, 72 Prozent – die Hälfte aller Schulkinder! – in der Hausindustrie. Hier verrichteten sie, in der Regel unter Aufsicht der Eltern, vorwiegend Hilfsarbeiten wie Spulen, Fädeln und Ausschneiden. Eine kleine Minderheit der Kinder besorgte diverse Arbeiten wie Handlanger- und Botendienste («Auslau-



Kostenloses Freizeit-
vergnügen in einem
Spielbuch von 1914.
(Abb. 7)

fen» und «Vertragen»), Kinderhüten oder Hausieren. In anderen Kantonen waren bedeutend weniger Schulkinder erwerbstätig (St.Gallen 32%, Glarus 25%, Baselstadt 13%).⁵²

Auch die zeitliche Belastung der Ausserrhoder Kinder war erheblich. Die von Zinsli errechnete mittlere wöchentliche Arbeitszeit in Schule und Haus ergab für 13-Jährige rund 60 Stunden, bei einem Spitzenwert von 81 Stunden.⁵³ Der Tagesablauf eines achtjährigen Fädlers beispielsweise sah folgendermassen aus: Fädeln von 6 bis 8 Uhr, dann Schule, dann wieder Arbeit von 13 bis 20 Uhr. Ein Mädchen schrieb in seinem Aufsatz: «Um 7 Uhr [morgens] fing ich an auszuschneiden, bis um 12 Uhr.» Nach der Nachmittagsschule folgte von 17 bis 18.30 Uhr Stricken, «dann musste ich noch Holunderbeeren wegnehmen. Und um 7 Uhr [abends] durfte ich aufhören. Das hörte ich sehr gerne.»⁵⁴ Zum Vergleich: Das Eidgenössische Fabrikgesetz schrieb für alle Arbeiter eine maximale Arbeitszeit von täglich elf Stunden vor (Samstag zehn), d.h. 65 Stunden pro Woche.

Zinsli hielt es erzieherisch für sinnvoll, dass die Kinder allmählich zu geordneter, regelmässiger Arbeit angehalten werden. Daneben betonte er aber auch den Wert der Freizeit für die Kinder sämtlicher Altersstufen.⁵⁵ Kinderarbeit um des Verdienstes willen verurteilte Zinsli dagegen als «grundsätzlich verwerflich». Werde das Kind zum Lohnarbeiter, so sei es bis zur Überanstrengung und Ausbeutung nicht mehr weit.⁵⁶ Angesichts der sozio-ökonomischen Zustände musste aber auch er zugeben, «dass weitaus in den meisten Fällen die pekuniäre Lage der Leute, die Not, die erwerbsmässige Kinderarbeit veranlasst.»⁵⁷

Die eintönige Arbeit in der Textilfabrikation mit ihrem Zwang zu einer bestimmten Körperhaltung führte in vielen Fällen zu Haltungsschäden. Sie dürfte auch, wie Paul Wiesmann vermutet hatte, für die bereits angesprochene hohe Zahl der Dienstuntauglichen mitverantwortlich sein.⁵⁸ Durch die Übermüdung litt auch die Schulausbildung, «umsomehr, da sie bei manchen Eltern ohnehin nicht hoch im Kredit steht, und das Spulen etwas viel wichtigeres ist, als Lesen und Schreiben.»⁵⁹ In der Tatsache, dass junge Sticker und Fädlerinnen paarweise zusammenarbeiteten, sah 1913 der Arzt Hans Eggenberger auch den Grund für «das zu frühe Heiraten der Appenzeller».⁶⁰ Laut einer Statistik, die auf amtlichen Aufzeichnungen basierte, lag Ausserrhoden bei den Frühheiraten an zweitvorderster Stelle aller Kantone. «In unserer Gegend entwickeln sich die Menschen aber langsam», befand Eggenberger. Definitiv ausserhalb des statistischen Befundes dozierte er weiter, dass die Jungen vor dem 22. Lebensjahr «in der Regel nicht fortpflanzungstüchtig» seien: «Sie sind

auch nicht reif genug zur gründlichen Überlegung ihres Handelns. Dafür sprechen unsere zahlreichen Familienzerwürfnisse und Ehescheidungen.»⁶¹

5. Die Schule

Unterricht wie gewohnt

Am 7. September 1914 begann im Schulkreis Appenzell für die Kinder und Jugendlichen wieder der Unterricht. Die Bürgerwehr, welche das Arbeitsschulzimmer im Schulhaus am Landsgemeindeplatz als Wachlokal genutzt hatte, war wieder abgezogen.⁶² Damit die Lehrer Josef Hautle (Jg. 1874) und Josef Anton Mösler (Jg. 1859) den Unterricht für die zur Armee eingezogenen Lehrer Gmünder und Wild mit übernehmen konnten, wurden die Ganztagschüler für den Nachmittag dispensiert. Auf Gesuch hin war immerhin Gmünder im Oktober wieder zurück in seiner Schulstube. Bis zur ordentlichen Schulgemeinde Mitte Februar 1915 hatte sich der Alltag normalisiert und der Schulratspräsident konnte verkünden, dass die Schule an den Folgen des Krieges nur wenig gelitten habe.⁶³ Das Protokoll des Schulrats stützt diesen Befund bis zum Kriegsende.

In den kriegführenden Nationen floss das Weltkriegsgeschehen auch bei den Kleinen direkt in den Unterricht ein. Neue pädagogische Unterrichtsmaterialien unterstützten die Lehrerschaft bei einer Weltkriegsvermittlung, die oft bis zur chauvinistischen Propaganda ging. Für Appenzell Ausserrhoden konstatierte Schulinspektor Scherrer dagegen nach Kriegsende einen vierjährigen «Stillstand», was die Veranschauligungsmittel betreffe.⁶⁴ Im Schulkreis Appenzell war man finanziell auch nicht auf Rosen gebettet: Die Samen für die behördlich verordneten Schulgärten hatten die Lehrer selber zu beschaffen und zwar offensichtlich auf eigene Kosten.⁶⁵

Detaillierten Einblick in den engagierten Unterricht von Lehrer Mösler bietet sein über viele Jahre geführtes Notizbuch «Allerlei aus der Schule».⁶⁶ Das Buch diente ihm einerseits als Tagebuch, in welchem er die Fort- und Rückschritte seiner wechselnden Schüler mal befriedigt, mal klagend festhielt. «Gottlob! Die Schulfreude & der Lerneifer sind wieder da», liest man beispielsweise am 2. Dezember 1914. Daneben war das Buch auch ein Ort der kritischen Selbstbeobachtung und der guten Vorsätze. Die Frage nach der richtigen Distanz zwischen ihm, dem Lehrer, und seinen Schülern beschäftigte Mösler wiederholt. Im Januar 1915 findet der im 35. Berufsjahr stehende Mösler, er «mache mit den Schülern doch gar zu viel den Joggeli!»⁶⁷ Ein Nachtrag vom

März, dass dies doch «nicht so gefährlich» sei, wie sein jüngerer Kollege Hautle meine, rehabilitierte den Humor wieder. Möslers gesteht auch, dass er – «dummer Mensch!»⁶⁸ – sich sehr oft aufrege. Die Schüler bekämen dann Angst und könnten nicht mehr denken.

Im Lehrer-Ranking seines ehemaligen Schülers Weigum kommt Möslers als lebhafter, umgänglicher und gar nicht professoraler Mensch gut weg.⁶⁹ Die inneren Nöte und Selbstzweifel des überdies sehr religiösen Lehrers – «ich sollte mehr Würde zeigen»⁷⁰ – waren dem jungen Pfarrerssohn verborgen geblieben. Der Innerrhoder Schulinspektor, Kaplan Theodor Rusch (Jg. 1871), war ebenfalls voller Lob für den Unterricht des Jungesellen.⁷¹ Im Zentrum von Möslers Bemühungen standen

24. Der europäische Krieg 1914 / 15.

Den 28. Juni 1914 fiel der österreichische Thronfolger samt Gemahlin in Serajewo einem serbischen Attentat zum Opfer. Österreich-Ungarn verlangte Strafe und Sühne für diese fluchwürdige Tat. Da dieses verweigert wurde, war Österreich-Ungarn gezwungen zur Rettung seiner Ehre und zur Erhaltung seiner Existenz an Serbien den Krieg zu erklären (28. Juli 1914). Nach Verlauf von zwei Wochen stand mehr als halb Europa unter den Waffen: Österreich-Ungarn mit Deutschland einerseits gegen Serbien, Rußland, Frankreich und England anderseits. — Später kämpften auch die Türken gegen die Russen, während Italien sich dem Vierverband anschließt. Im Oktober stellt sich Bulgarien auf Seite der Centralmächte.

Sofort nach Kriegsausbruch sah sich der schweizerische Bundesrat veranlaßt, zur Wahrung der Selbständigkeit und zum Schutze der Grenzen unseres Vaterlandes die gesamte Armee — Landsturm, Landwehr und Auszug — aufzubieten. Auch rief er die Bundesversammlung ein, um von letzterer mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet, die Verteidigung und Verproviantierung des Landes besorgen zu können.

Unterm 3. August wählte die Bundesversammlung Ulrich Wille zum General.

Passage aus der Innerrhoder Staatskunde-Broschüre von 1916. (Abb. 8)

zwar das Lesen, Schreiben und Rechnen. Wenn zeitlich noch etwas Luft blieb, brachte er seinen Schülern aber auch die Heimat näher. Eine entsprechende Bewilligung für kleinere Exkursionen in die Umgebung erteilte ihm der Schulrat im Herbst 1917 diskussionslos.⁷² Für das Büchlein «Mit ins Leben!», eine kurzgefasste Innerrhoder Staats- und Landeskunde, steuerte Mösler 1916 den Geschichtsteil bei. Seinen historischen Überblick schloss er mit einem kurzen Kapitel zum «europäischen Krieg 1914/15» ab.

Auch in Ausserrhoden war das Lehrerdasein kein Zuckerschlecken. Der Kanton mit seinen im Schnitt rund 9000 Primar- und 800 Sekundarschülern wies unter allen Kantonen pro Lehrerstelle die grösste Schülerzahl auf.⁷³ Im Schnitt hatte eine Lehrperson auf der Primarstufe 60 Schulkinder zu betreuen, wobei im Schuljahr 1917/18 die beiden Extreme bei 43 (Lutzenberg) und 81 Köpfen (Wald) lagen. Gleichzeitig unterrichtet wurden im Schnitt rund 40 Schülerinnen und Schüler, zu viele, als dass sich der Lehrer um die Förderung jedes einzelnen Kindes kümmern konnte. Dementsprechend hoch war die Zahl der repetierenden Schüler. In Heiden konnte im Schuljahr 1916/17 gar ein Drittel aller Primarschüler nicht in die nächste Klasse versetzt werden.⁷⁴

Im Gespräch mit Maturanden

Anfangs März 1915 sitzen in der Kantonsschule St.Gallen auch zwei Maturanden aus Herisau über ihrer Prüfungsarbeit, Hans Schmid (Jg. 1895) und Eugen Tanner (Jg. 1896), der spätere Ausserrhoder Regierungsrat. Sie erörtern in ihrem Deutschaufsatz gerade das Schiller-Zitat «Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen, doch er ist gut, ist ein Geschick wie sie».⁷⁵ Unter zeitlichem Druck und mit dem Lehrer vor ihrem geistigen Auge füllen sie die Papierbögen, die sich heute im Staatsarchiv St.Gallen befinden. Nach der Prüfung haben die Jünglinge aber Zeit für einen kleinen Schwatz, und wir können sie in einem fiktiven Interview fragen, ob sie sich nicht nach dem Vorkriegsfrieden zurücksehnen?

Schmid: «Freilich auf dem Papier war der Friede da, aber was für ein Friede; ein gegenseitiger Neid, Misstrauen, fortwährende Spannung, die überall hemmend auf die friedliche Entwicklung einwirkte; dazu war kein Ende dieses Zustandes abzusehen. In dieser peinlichen Unbestimmtheit war die Kriegserklärung direkt eine Erlösung.»

Tanner: «Wenn ein Staat mit hoher Kultur fühlt, dass er von seinen Nachbarn eingeengt wird, dass sie versuchen, ihn zu ersticken, so ist es seine höchste und edelste Pflicht, seiner Kultur, die er für die beste hält, zum Durchbruch zu verhelfen und sie, wenn es sein muss, durch das Blut von Tausenden zum Siege zu führen.»

«Aber seht ihr denn nicht das enorme Leid, das der Krieg mit sich gebracht hat?»

Schmid: «Freilich, auch dieser Krieg hat seine furchtbaren Eigenschaften, besonders wenn wir an den Einzelnen denken. (...) Wie viele junge Männer, die freudig mit hinaus gezogen sind in den Kampf für ihr Vaterland, kehren nicht mehr zurück, oder sie kommen als elende Krüppel nach Hause, mit dem Bewusstsein, ihren Mitmenschen zur Last zu fallen.»

Tanner: «Nehmt eine Verlustliste zur Hand, lest die Hunderten von Namen all der jungen Männer, die den Tod gefunden haben und denkt euch dabei all die weinenden Mütter, die verzweifelten jungen Witwen und die Hunderten und Aberhunderten von kleinen nichtsahnenden Kindern, die nie mehr ihren Vater sehen sollen – und weint mit ihnen.»

«Eben! Aber gleichzeitig könnt ihr dem Krieg doch auch Positives abgewinnen?»

Tanner: «Verfolgen wir die Heere bis in ihre Schützengräben, so treffen wir da Schritt für Schritt die herrlichsten Früchte der Kameradschaft, der treuen Freundschaft bis in den Tod, der Tapferkeit und des Heldenmutes, die, wäre der Krieg nicht ausgebrochen, wohl nie zu solcher Reife gelangt wären.»

Schmid: «Das Kraftbewusstsein, das da [bei den Deutschen] im Kampfe gegen die halbe Welt erwachte, die Uneigennützigkeit, mit denen die abfahrenden Truppen verpflegt wurden, die Meldung von Freiwilligen, die liebevolle Pflege der Verwundeten, das alles war von einer erhebenden Grossartigkeit.»

«Nun ja, die Schweizer haben sich in dieser Bedrohungslage ja auch zusammengerauft.»

Schmid: «Da bin ich nun anderer Meinung; das ewige Jammern über die wirtschaftliche Einbusse, die Kosten der Mobilisation und besonders das immerwährende Neutralitätsgeschrei scheinen mir nicht gerade ein Ausfluss übermässigen Kraftbewusstseins zu sein, sondern eher ein Eingeständnis der eigenen Schwäche. Ich muss gestehen, dass mir schon öfters der Wunsch kam, wenn ich diese Jammerlappen hörte, die Schweiz würde in den Krieg hineingezogen.»

«Fern der Front ist natürlich leicht reden!»

Tanner: «Auch diejenigen, die zu Hause geblieben sind, können Helden sein und sind es auch. Könnten wir es nicht begreifen, wenn die Mütter aufstehen und sagen würden: «Wir geben euch unsere Söhne nicht, sie gehören uns und ihr habt kein Recht auf sie»? Sicher, doch nirgends ist eine solche Stimme laut geworden, (...) ja sie beklagen es, wenn sie keinen Sohn für die gerechte Sache hergeben können.»

Aus heutiger Sicht und mit dem Wissen um die ungeheuren Kriegsoffer befremden einige dieser Voten, die unverändert aus den Maturaufsätzen von Schmid und Tanner übernommen sind.⁷⁶ Sie können aber nicht als blossе Phrasen von ahnungslosen Jugendlichen gesehen werden. Im Ausland motivierte diese Denkweise nämlich tausende Burschen, sich als Kriegsfreiwillige für einen Fronteinsatz zu melden. Der St.Galler Deutschlehrer war mit der Argumentation von Hans Schmid und Eugen Tanner jedenfalls zufrieden: Tanner erhielt in seiner Aufsatzbewertung eine 5–6, Schmid gar eine glatte 6.

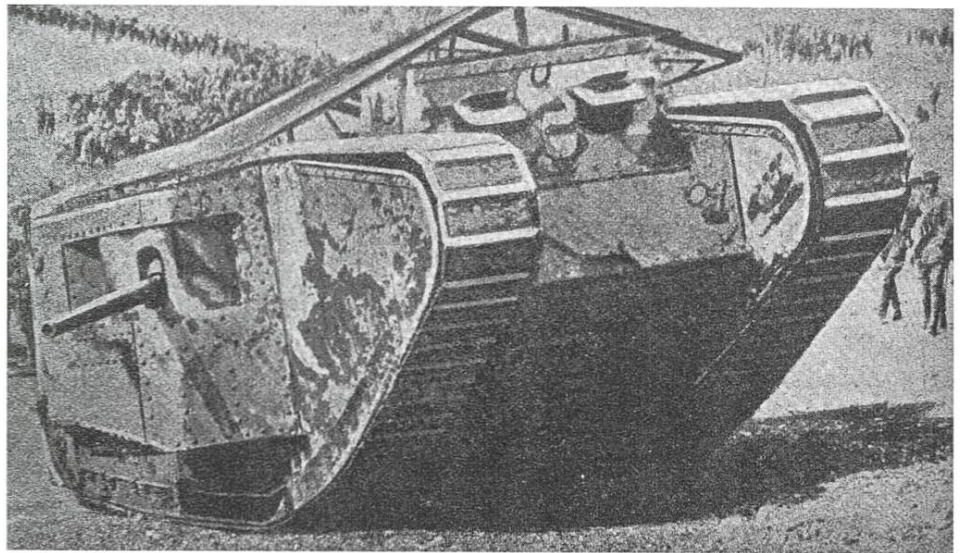
Der Medienkonsum der Kinder und Jugendlichen

Zu den negativen Kriegsauswirkungen zählte der Ausserrhoder Schulinspektor auch «die erwachende Lust am Sensationellen, Wechselvollen» und «der stete Einfluss starker Eindrücke». Dies habe bei den Schülern den Sinn für das Alltägliche geschwächt.⁷⁷ Den Sekundarschülern attestierte Scherrer ein starkes Interesse für das Zeitgeschehen «und die darin arbeitenden Ideen, aber

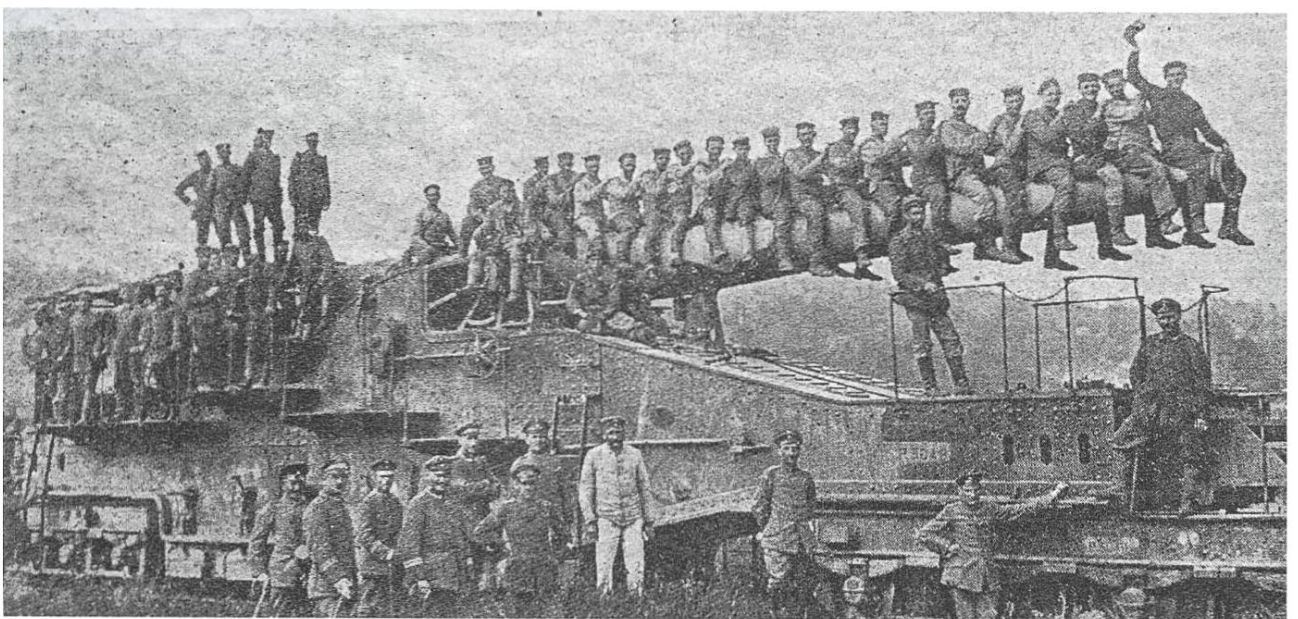
eine verminderte Konzentrationsfähigkeit für die geistige Betätigung (...).»⁷⁸ Die Kleinen waren, wie sich Wiesmann für Herisau erinnert, von den Siegesnachrichten beim deutschen Vormarsch «geradezu trunken» gewesen und hatten auf dem Schulplatz eifrig politisiert. Vom sogenannten Wunder an der Marne, wo die Deutschen im September 1914 zum Halt gezwungen wurden, hatte der Primarschüler Wiesmann erst nach Jahren gehört.⁷⁹

Die damals reiche Ostschweizer Zeitungslandschaft war die wichtigste Nachrichtenlieferantin, auch wenn die Zeitungen in der Regel noch keine Bilder abdruckten. Das Kommunikationsmittel zwischen den Soldaten und den Daheimgebliebenen bildeten Briefe und die tausendfach verschickten Postkarten. Auf diesen hatte zwar nur wenig Text Platz, die Kinder konnten aber die Bildmotive betrachten und sich die Allegorien und Karikaturen durch ältere Geschwister oder die Eltern erklären lassen. Für die kaufkräftigeren Haushalte standen schon bald nach Kriegsausbruch die unterschiedlichsten Druckerzeugnisse zur Verfügung. Die vom St.Galler Verlag Kreie & Cie. begonnene Reihe «Der Weltkrieg» brachte es bis 1916 gar auf sechs Bände.⁸⁰ Dann nahm die etwas grossspurig als «Prachtausgabe für das Schweizervolk» vermarktete Serie allerdings ein Ende, vermutlich wegen nachlassendem Interesse bei den Käufern. In den leicht verständlich geschriebenen Bänden finden sich zahlreiche aufklappbare Karten und Fototafeln. Das Gebotene war natürlich längst nicht mehr tagesaktuell, ermöglichte dafür aber im Nachhinein eine ordnende Gesamtsicht.

Ähnlich angelegt waren die Beiträge im «Appenzeller Kalender» und im «Häädler Kalender». Hier fand sich das Kriegsgeschehen in noch grösseren Zeitintervallen zusammengefasst. Für den «Appenzeller Kalender» übernahm diese Aufgabe der Anwalt und Hauptmann Dr. iur. Carl Meyer (Jg. 1873). Mit unverhohlenen prodeutscher Sympathie stellte er das militärische Geschehen in den Vordergrund. Wie es der ausländischen Bevölkerung erging, war hier nicht zu erfahren. Im Gegensatz zur St.Galler «Prachtausgabe» war der «Appenzeller Kalender» schon für 50 Rappen wohlfeil zu haben. Soviel kostete der Kalender nämlich bis ins Jahr 1918. Dann stieg der Preis teuerungsbedingt auf 60 Rappen und man hatte die Wahl zwischen einem Kalender oder anderthalb Kilo Kartoffeln. Von anfangs 36 Seiten schmolzen Meyers Beiträge erst auf 24 (für die Kriegsjahre 1915 und 1916), dann auf 15 und zuletzt 14 Seiten. Im Kalender von 1920 kolportiert Meyer quasi als Zugabe die sogenannte Dolchstosslegende – zustimmend und mit antijüdischer Spitze. Diese besagt, dass die kriegsmüde deutsche Bevölkerung angeblich der eigenen,



Kriegsimpressionen
aus dem «Händler
Kalender».
(Abb. 9, 10, 11)



unbesiegten Armee in den Rücken gefallen sein soll. Richtig lag Meyer hingegen mit seiner Einschätzung, dass der «Gewaltfrieden von Versailles» zu einem «zweite[n] Revanchekrieg herauswachsen [müsse], der noch furchtbarer sein wird, als das seit 5 Jahren die Welt zerfleischende Völkerringen.»⁸¹

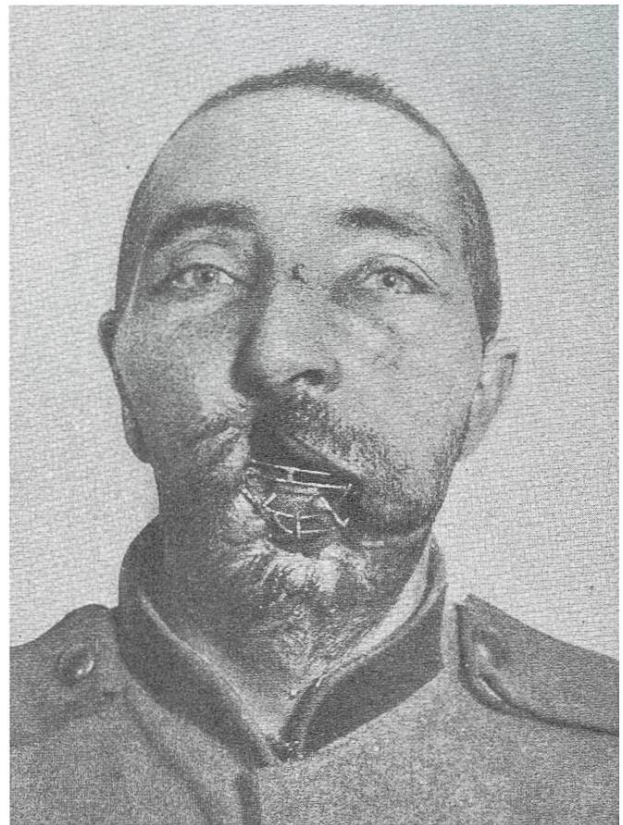
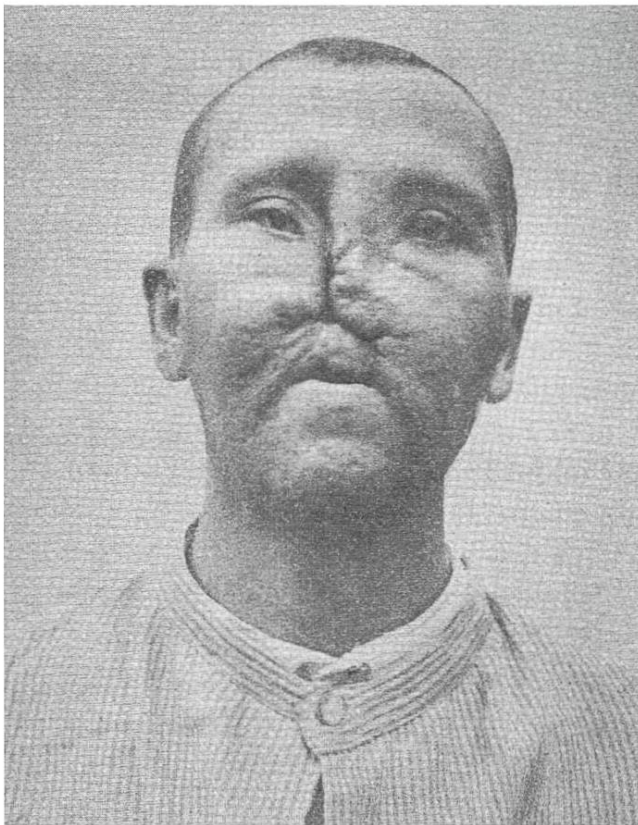
Der grösste Teil der Appenzeller Jugend dürfte Zugang zum «Appenzeller Kalender» oder zu dessen Konkurrenz aus Heiden gehabt haben. Den Schrecken des Krieges erfassten die Kalender- und Buchillustrationen jedoch nicht einmal ansatzweise. Der ungeschminkte Blick auf die kriegsversehrten Soldaten war nur in der medizinischen Fachliteratur zu finden.

6. Die Nachkriegszeit

Bleibende Kriegsfolgen

Bis zum Waffenstillstand im November 1918 waren schätzungsweise neun Millionen Soldaten und sechs Millionen Zivilisten ums Leben gekommen.⁸² Sechs Millionen Kinder, so nimmt man an, verloren ihren Vater.⁸³ 84 Wehrmänner aus den beiden Appenzeller Halbkantonen waren im Dienst verstorben, bei Unfällen oder 1918 an der Spanischen Grippe.⁸⁴ Auch Franz Freiheit, der inzwischen wieder in Appenzell bei seinem Schwager an der Engelgasse lebte, starb am 6. September 1918 an der

Kriegsversehrte in einer Berner Medizinalschrift, 1916. (Abb. 12, 13)



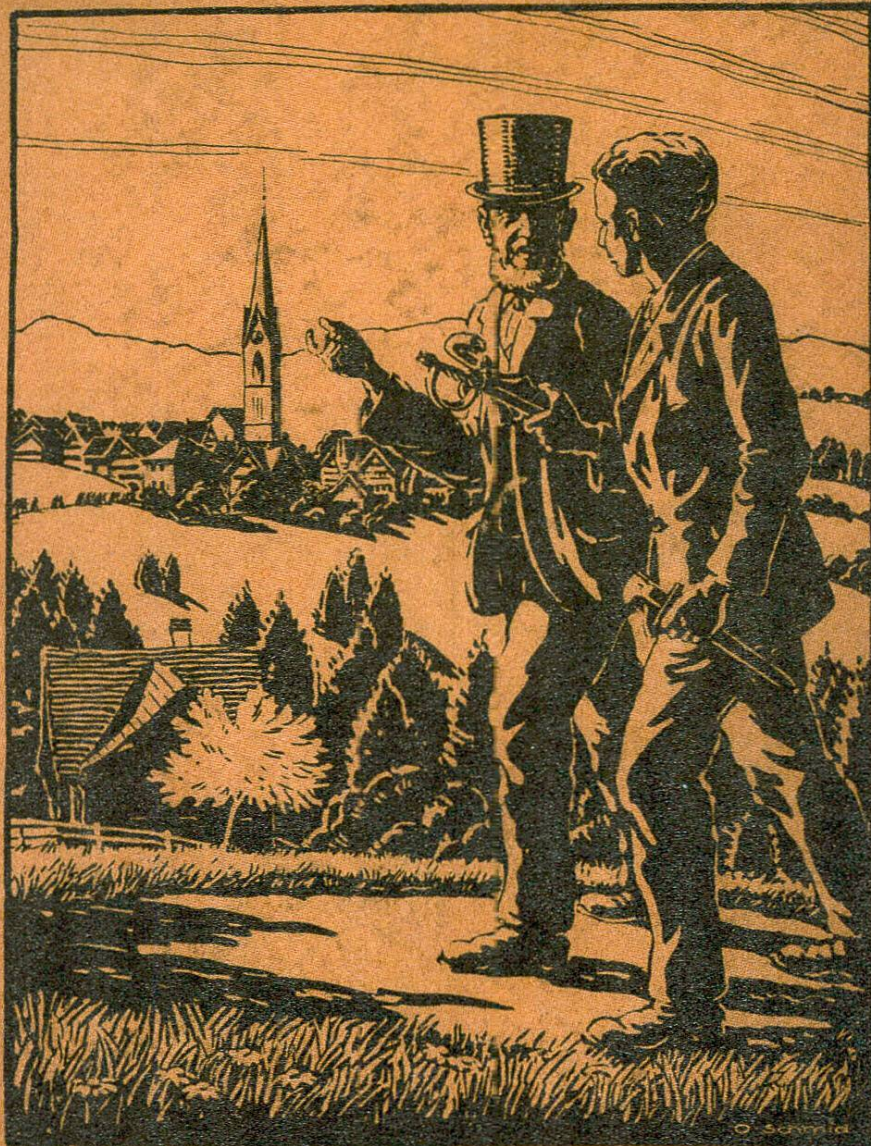
Influenza.⁸⁵ Er hatte sich an der Front das Eiserne Kreuz und andere Tapferkeitsauszeichnungen erkämpft, bevor ihm 1915 eine Granate beide Beine zerriss. Sein Herz habe frohlockt, so der «Volksfreund» im Nekrolog, als er nach langem Spitalaufenthalt, «wenn auch als schrecklich verstümmelter Krüppel», in seine «zweite Heimat» zurückkehren konnte.⁸⁶ Im Ausland kehrten viele Kriegsinvalide in ihre Familien zurück. Sie hatten dank des medizinischen Fortschritts schwerste Verletzungen überleben können. Oft litten sie zusätzlich unter Traumata und fristeten ihr Leben fortan in ärmlichen Verhältnissen.

Die langfristigen Kriegsfolgen dokumentiert auch das Schicksal von Karl Sonderegger aus Heiden.⁸⁷ Sein aus Wolfhalden stammender Vater war im Jahr 1900 als Melker ins deutsche Rheinland ausgewandert. Hier lernte er eine holländische Dienstmagd kennen. Nach der Heirat 1906 folgte – wie Karl Sonderegger in seiner Jugendschilderung später lakonisch festhält – «ein Kind dem andern.»⁸⁸ 1917 wird Karl geboren. Durch die Geldentwertung verliert die Familie nach Kriegsende rund 20000 Goldmark. Der Traum vom eigenen Hofgut im heimischen Appenzell rückt damit wieder in weite Ferne. 1920 zieht die Familie trotzdem vom Grossraum Köln nach Heiden.

Von den acht Kindern der Familie sollten aber nur drei Buben überleben. Eine Schwester von Sonderegger verstarb noch in Deutschland an Keuchhusten, vier weitere Geschwister starben später in der Schweiz ebenfalls in ihren Kinder- bzw. Jugendjahren. Einer der überlebenden Brüder, Jakob (Jg. 1910), war zudem lungenkrank. Sonderegger vermutet – mit guten Gründen –, dass die schwächliche Konstitution seiner Geschwister eine Folge der schlechten Ernährungslage im deutschen Rheinland in den letzten Kriegs- und den ersten Nachkriegsjahren war.⁸⁹ Die schwer geprüfte katholische Mutter suchte Trost in kirchlichen Kreisen: «Das wurde ihr und uns zum Verhängnis.»⁹⁰ Bei ihren religiösen Treffen fiel nämlich immer wieder der Vorwurf, der Tod ihrer Kinder sei die Strafe Gottes dafür, dass diese vom katholischen Glauben abgefallen seien. Nach der Scheidung 1927 kehrte die Mutter vorübergehend allein nach Holland zurück. Ihr Ex-Mann führte derweil mit den Söhnen Karl und Paul (Jg. 1915) einen kärglichen Männerhaushalt als Untermieter. Die Brüder teilten sich ein Bett, und zu Dritt schliefen alle in einem Raum.

Vergegenwärtigte Erinnerung

Um 1930 bekommt Sonderegger dann einen Eindruck von den Kriegshandlungen, welche indirekt einiges zur eigenen familiären Misere beigetragen haben. Der Jugendliche sieht am Häädler



HEIMATBUCH FÜR JUNGE APPENZELLER

Titelblatt der Ausser-
rholder Landeskunde
von 1927. (Abb. 14)

Jahrmarkt dank einer Freikarte «Im Westen nichts Neues», die Verfilmung des gleichnamigen Antikriegsromans. Der Autor, Erich Paul Remark (Jg. 1898), war im Geburtsjahr von Sonderegger 19-jährig an die Westfront geschickt worden. In Heiden zieht der Film den Burschen dermassen in seinen Bann, dass sich Sonderegger mit einem Kameraden gleich noch in die zwei folgenden Vorstellungen hineinschmuggelt. Dem Filmmarathon folgen allerdings zwei unruhige Nächte mit Alpträumen, in denen sich Sonderegger mitten im Grabenkrieg wähnt.⁹¹

Die Erinnerung an den Weltkrieg bleibt auch durch die Erzählungen der Älteren lebendig. Klärli Pfister-Etter (Jg. 1910), die Tochter eines Webers in Speicher, erinnert sich, wie sich an schönen Sommerabenden die Nachbarn spontan zum Schwatz und Singen trafen. Nachdem alle Platz genommen hatten, «hed de Pass-Lanker [ein Nachbar] aagfange vezelle, vo de Grenzpsetzig ane Vierzeni-Achtzeni. Ali hend iiferig glosset, ist hald asen in-tressant gsee.»⁹² Für das Mädchen, das schon als Fünfjährige für den Vater Garnspulen rüstete⁹³, sind diese Treffen eine willkommene Abwechslung in der knapp bemessenen Freizeit.

Wo neue Lehrmittel erscheinen, wird auch dem Krieg «ane Vierzeni-Achtzeni» Platz eingeräumt. 1927 veröffentlicht die Ausserrhoder Landesschulkommission ihr «Heimatbuch für junge Appenzeller», eine Sammlung heimatlicher Lesestoffe für Schule und Haus.⁹⁴ Im fünfzehnteiligen Kapitel zum Weltkrieg werden ausschliesslich die Kriegsmobilmachung und die Grenzbesetzung in Graubünden thematisiert. Von des «Krieges grau-sige[r] Not und Müh'»⁹⁵ erfährt die junge Leserschaft allerdings nichts. Stattdessen wird einiges an Pathos geboten, etwa wenn «unter den Klängen des Fahnenmarsches, der den Soldaten schon in gewöhnlichen Zeiten ins Blut geht, (...) die Bataillons-fahne aus den Pforten des Zeughauses [rauscht].»⁹⁶ Diesem Auszug folgten dann jedoch Gewaltmärsche und eine «harte Schule (...) bei spartanisch einfacher Verpflegung und Unterkunft», dazu «Drill und ‹Schlauch› schier unerhört, besonders anno 1915.»⁹⁷ Ihren Dienst im Bündnerland meistern die Appenzeller nichtsdestotrotz mit bärbeissigem Optimismus: «Ja, wenn der Krieg auch noch ein Vergnügen wäre!»⁹⁸

1929 wird das «Heimatbuch» in St. Gallen den Schulbibliotheken zur Anschaffung empfohlen. Der Rezensent findet im «St. Galler Schulblatt» nur lobende Worte. Ihm gefiel neben dem Inhalt insbesondere auch das «kräftig gezeichnete Umschlagbild».⁹⁹ Manche Kapitel würden schon bei den Sechstklässlern helle Freude auslösen.

Zehn Jahre später, 1939, stehen diese Schüler als Erwachsene selber an der Grenze.

Abkürzungsverzeichnis

AppJB	Appenzellische Jahrbücher
AppK	Appenzeller Kalender
AV	Appenzeller Volksfreund
LAAI	Landesarchiv des Kantons Appenzell Innerrhoden
SchRProt	Schulratsprotokoll des Schulkreises Appenzell
StAAR	Staatsarchiv des Kantons Appenzell Ausserrhoden
StASG	Staatsarchiv des Kantons St.Gallen
TA	St.Galler Tagblatt

Abbildungsnachweise

Der Fortbildungsschüler: Abb. 4 (16.11.1912)

Häädler Kalender: Abb. 9 (Jg. 52, 1918), Abb. 10 (Jg. 52, 1918),
Abb. 11 (Jg. 53, 1919)

Landesschulkommission (Hrsg.): Heimatbuch für junge Appenzeller. Eine Sammlung heimatlicher Lesestoffe für Schule und Haus, zusammengestellt von Walter Rotach, Herisau 1927: Abb. 14 (Titelblatt)

Lion Alexander (Hrsg.), Hermann Wagners Illustriertes Spielbuch für Knaben, 25. Aufl., Leipzig 1914: Abb. 7 (S. 161)

Mösler Josef Anton et al., «Mit ins Leben!», Appenzell 1916: Abb. 8 (S. 17)

Müller-Widmann Otto, Über die Behandlung von Kieferschussfrakturen. Bericht aus Abteilungen für Kieferverletzte in Wien und der Kriegszahnklinik der 4ten österreichisch-ungarischen Armee auf dem östlichen Kriegsschauplatz, Bern 1916: Abb. 12 (S. 19), Abb. 13 (S. 46)

Sammlung Marcel Müller, St.Gallen: Abb. 1, Abb. 5, Abb. 6

St.Galler Tagblatt: Abb. 3 (17.02.1917, Abendblatt)

Staatsarchiv St.Gallen: Abb. 2 (KA R.88-5-a)

Anmerkungen

¹ «Die Ostschweiz» vom 30.06.1914 (Abendblatt).

² Fritsche Johann Josef, Tagebuch vom Beginne der Ferien an 1914 [Privatbesitz]; vgl. die Transkription und das Nachwort von Sandro Frefel in diesem Band.

³ Fritsche, Tagebuch, Eintrag zum 04.08.1914. Da sich Fritsche bei der Datierung von Geschehnissen bisweilen irrte, muss davon ausgegangen werden, dass die Einträge nicht unbedingt auch an den jeweiligen Daten vorgenommen wurden.

⁴ Fritsche, Tagebuch, Eintrag zum 05.08.1914.

- ⁵ StASG, KA R.88-5-a, Einbürgerungsakten, Dossier Weigum.
- ⁶ Weigum Walter, «Ketzer, Kind und Konkubine». Eine Kindheit in Appenzell (1913–1922), Basel 1996, S. 101.
- ⁷ Berechnung aufgrund der Angaben aus: Sutter Alfred, Landeschronik 1914, in: AppJB 43 (1915), S. 215–244, hier S. 217.
- ⁸ Die Ergebnisse der Eidgenössischen Volkszählung vom 1. Dezember 1910, Bd. 1, Bern 1915, S. 180ff.
- ⁹ Weigum, Ketzer, S. 90.
- ¹⁰ Weigum, Ketzer, S. 32.
- ¹¹ Weigum, Ketzer, S. 24.
- ¹² Weigum, Ketzer, S. 50.
- ¹³ Zum Grussprozedere vgl. Weigum, Ketzer, S. 54.
- ¹⁴ Sutter Alfred, Landeschronik 1913, in: AppJB 42 (1914), S. 55–93, hier S. 78.
- ¹⁵ Weigum, Ketzer, S. 92f.
- ¹⁶ StASG, KA R.88-5-a, Einbürgerungsakten, Dossier Weigum.
- ¹⁷ Weigum, Ketzer, S. 40
- ¹⁸ Weigum, Ketzer, S. 56.
- ¹⁹ Weigum, Ketzer, S. 57.
- ²⁰ LAAI, E.20.02.01.01, Zivilstandsamt Appenzell, Totenregister A, 1918, S. 278, Nr. 172.
- ²¹ AV vom 07.09.1918.
- ²² StASG, W 206, Tagebuch von Emma Graf.
- ²³ Stein Gerda, Leuchtende Quellen. Eine Familien-Chronik, St.Gallen 1976, S. 26f.
- ²⁴ Wiesmann Peter, Kindheitserinnerungen an Herisau vor 50 Jahren, Herisau 1966, S. 10.
- ²⁵ Wiesmann, Kindheitserinnerungen, S. 7f.
- ²⁶ Wiesmann, Kindheitserinnerungen, S. 10.
- ²⁷ Kaisermanöver 1912. Erinnerere vom Chored, in: AppK 255 (1976), o. S.
- ²⁸ Wiesmann, Kindheitserinnerungen, S. 23f.
- ²⁹ Wiesmann, Kindheitserinnerungen, S. 24f.
- ³⁰ Wiesmann, Kindheitserinnerungen, S. 27.
- ³¹ Wiesmann, Kindheitserinnerungen, S. 25.
- ³² Wiesmann, Kindheitserinnerungen, S. 26.
- ³³ Alder Oscar, Landeschronik 1913, in: AppJB 42 (1914), S. 94–120, hier S. 108.
- ³⁴ Wiesmann Paul, Über die Ergebnisse der sanitärischen Untersuchung der Rekruten von Appenzell A. Rh. 1883–1902. Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung der Appenzellischen Gemeinnützigen Gesellschaft in Wolfhalden am 7. September 1903, in: AppJB 32 (1904), S. 48–59, hier S. 56.
- ³⁵ Wiesmann, Untersuchung, S. 51.
- ³⁶ Wiesmann, Untersuchung, S. 55f.
- ³⁷ Alder Oscar / Sutter Alfred, Landeschronik 1914, in: AppJB 43 (1915), S. 127–244, hier S. 200 und 241.
- ³⁸ Amtsblatt für den Kanton St.Gallen, Nr. 9, 28.08.1914, S. 264.

- ³⁹ Amtsbericht des Regierungsrates über das Jahr 1914, St.Gallen 1915, S. 152.
- ⁴⁰ TA vom 08.05.1917 (Abendausgabe). Im Zeitungsartikel wird fälschlicherweise eine Grösse von 65 Zentimeter angegeben. Später soll Fässler noch auf 1,05 Meter gewachsen sein, vgl. AppK 282 (2003), S. 63.
- ⁴¹ TA vom 10.07.1917 (Abendausgabe).
- ⁴² LAAI, M.02.03/005, SchRProt vom 02.10.1914.
- ⁴³ LAAI, M.02.03/005, SchRProt vom 02.10.1914.
- ⁴⁴ TA vom 09.09.1918 (Abendblatt).
- ⁴⁵ LAAI, M.02.03/005, SchRProt vom 22.03.1918.
- ⁴⁶ StAAR, D.063-11, Scherrer Adolf, Bericht über die Inspektion der Primarschulen von Appenzell Ausserrhoden während der Schuljahre 1914/15 bis 1917/18, Herisau 1919, S. 2.
- ⁴⁷ Weigum, Ketzler, S. 103.
- ⁴⁸ Sutter Alfred, Landeschronik 1917, in: AppJB 46 (1918), S. 275–291, hier S. 275.
- ⁴⁹ Sutter, Landeschronik 1917, S. 275.
- ⁵⁰ Zinsli Philipp, Die Beschäftigung der schulpflichtigen Kinder in Hausindustrie und andern Erwerbsarten im Kanton Appenzell A. Rh., in: AppJB 33 (1905), S. 109–158.
- ⁵¹ StAAR, D.063-11, Scherrer, Inspektion der Primarschulen, S. 29.
- ⁵² Gross Paul, Die Erwerbstätigkeit der Schulkinder im Kanton St.Gallen nach einer Erhebung vom Dezember 1909, St.Gallen 1910, S. 17.
- ⁵³ Zinsli, Beschäftigung, S. 126.
- ⁵⁴ Zinsli, Beschäftigung, S. 129.
- ⁵⁵ Zinsli, Beschäftigung, S. 123.
- ⁵⁶ Zinsli, Beschäftigung, S. 124.
- ⁵⁷ Zinsli, Beschäftigung, S. 146.
- ⁵⁸ Wiesmann, Untersuchung, S. 56.
- ⁵⁹ Zitiert bei Zinsli, Beschäftigung, S. 142.
- ⁶⁰ Eggenberger Hans, Gedanken über Jugendfürsorge, in: AppJB 41 (1913), S. 101–117, hier S. 109.
- ⁶¹ Eggenberger, Gedanken, S. 109.
- ⁶² LAAI, M.02.03/005, SchRProt vom 28.08.1914.
- ⁶³ LAAI, M.02.03/005, SchRProt vom 12.02.1915.
- ⁶⁴ StAAR, D.063–11, Scherrer, Inspektion der Primarschulen, S. 21.
- ⁶⁵ LAAI, M.02.03/005, SchRProt vom 22.03.1918.
- ⁶⁶ LAAI, M.02.03/042, Mösler Josef Anton, Allerlei aus der Schule, 1884–1937.
- ⁶⁷ LAAI, M.02.03/042, Mösler, Allerlei, S. 116, zur Disziplin vgl. auch S. 119 und S. 126.
- ⁶⁸ LAAI, M.02.03/042, Mösler, Allerlei, S. 117.
- ⁶⁹ Weigum, Ketzler, S. 134.
- ⁷⁰ LAAI, M.02.03/042, Mösler, Allerlei, S. 119.
- ⁷¹ LAAI, K.IVa/099, Inspektionsberichte Schulgemeinde Appenzell vom 12.09.1916 und 12.08.1918.

- ⁷² LAAI, M.02.03/005, SchRProt vom 19.10.1917.
- ⁷³ StAAR, D.063-11, Scherrer, Inspektion der Primarschulen, S. 14; StAAR, Ca.C13-02-19-17, Scherer Adolf, Bericht über die Inspektion der Sekundarschulen von Appenzell Ausserrhoden während der Schuljahre 1916/17–1919/20, Typoskript, S. 1.
- ⁷⁴ StAAR, D.063-11, Scherrer, Inspektion der Primarschulen, S. 14.
- ⁷⁵ StASG, KA R.130-4e-8, Maturaprüfungsarbeiten, 1915: 7g.
- ⁷⁶ StASG, KA R.130-4e-8, Maturaprüfungsarbeiten, 1915: 7g.
- ⁷⁷ StAAR, D.063–11, Scherrer, Inspektion der Primarschulen, S. 4.
- ⁷⁸ StAAR, Ca.C13-02-19-17, Scherrer, Inspektion der Sekundarschulen, S. 1.
- ⁷⁹ Wiesmann, Kindheitserinnerungen, S. 25.
- ⁸⁰ Jost Adolf et al., Der Weltkrieg 1914–1916, 6 Bde., St.Gallen 1915–1916.
- ⁸¹ Meyer Carl, Der Weltkrieg. Politisch und militärisch skizziert, in: AppK 199 (1920), o. S.
- ⁸² Overmans Rüdiger, Kriegsverluste, in: Hirschfeld Gerhard et al. (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2009 [2003], S. 663–666, hier S. 663.
- ⁸³ Audoin-Rouzeau Stéphane, Kinder und Jugendliche, in: Hirschfeld Gerhard et al. (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2009 [2003], S. 135–141, hier S. 140.
- ⁸⁴ Huber Johannes, Der Krieg und seine Denkmäler, in: Ders. et al., 1914–1918/19. Die Ostschweiz und der Grosse Krieg, St.Gallen 2014, S. 16–27, hier S. 18.
- ⁸⁵ LAAI, E.20.02.01.01, Zivilstandsamt Appenzell, Totenregister A, 1918, S. 278, Nr. 172.
- ⁸⁶ AV vom 07.09.1918.
- ⁸⁷ Sonderegger Karl, Als man noch nicht demonstrierte! Erinnerungen aus meinen erlebnisreichen Jugendjahren 1917–1937, Heiden 1982.
- ⁸⁸ Sonderegger, Erinnerungen, S. 5.
- ⁸⁹ Sonderegger, Erinnerungen, S. 6 und 11.
- ⁹⁰ Sonderegger, Erinnerungen, S. 6.
- ⁹¹ Sonderegger, Erinnerungen, S. 34.
- ⁹² Pfister-Etter Klärli, Das Weberhaus. Appenzeller Geschichten, Rehetobel 2003, S. 48.
- ⁹³ Pfister-Etter, Weberhaus, S. 9.
- ⁹⁴ Landesschulkommission (Hrsg.), Heimatbuch für junge Appenzeller. Eine Sammlung heimatlicher Lesestoffe für Schule und Haus, zusammengestellt von Walter Rotach, Herisau 1927.
- ⁹⁵ Landesschulkommission, Heimatbuch, S. 196.
- ⁹⁶ Landesschulkommission, Heimatbuch, S. 197.
- ⁹⁷ Landesschulkommission, Heimatbuch, S. 201.
- ⁹⁸ Landesschulkommission, Heimatbuch, S. 208.
- ⁹⁹ «St.Galler Schulblatt» vom 15.06.1929, S. 156f.